



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Der Parademarsch war nicht tadellos. Man war nicht mehr nüchtern, und man hatte zu viel Leute unter sich, die die Bedeutung eines Parademarsches nicht zu würdigen verstanden, weil sie zur See gedient hatten. Aber die Dunkelheit des Abends verberg mitleidig das schlimmste. — Und nun, Kamererraden, rief Päsich, als die Sache glücklich vorüber war, wollen wir uns noch einen genehmigen. Worauf er versuchte, sein Bein über den Sattel zu heben und wie ein Wollfack vom Pferde herab in die Arme seiner Getreuen sank.

Natürlich war die nun folgende Feier keine gemeinsame. Daß sich die „Herren“ an dieselbe Tafel setzen könnten, an der der Arbeiter oder der Fischer Platz genommen hatte, wäre ein undenkbarer Gedanke gewesen. Und so begaben sich die Kameraden zu Bier und Schnaps in das allgemeine Wirtszimmer, und die Herren zu Wein und Punsch in die Herrenstube.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. Mit einem Aufwand, der zu der Bedeutung der Sache in gar keinem Verhältnis steht, wird in Paris die Reise des Königs von Spanien behandelt. Abgesehen davon, daß die leibhaftigen Könige in der Republik sehr hoch im Kurse stehn, hat es für die französischen Politiker einen nicht geringen Reiz, nächst dem König von England nun auch den jungen spanischen Souverän, „die beiden Verbündeten Frankreichs in Marokko,“ als Gäste in Paris zu sehen. Diese Besuche lassen sich vortrefflich dazu verwerten, dem marokkanischen Schach ein nach außen glänzendes Mäntelchen umzuhängen. In demselben Sinne sehen wir auch den Vertreter Frankreichs in Fez den Grafen Tattenbach und die ganze deutsche Mission fetteren, um dem Sultan und den Seinen den Eindruck beizubringen, als seien Deutschland und Frankreich in Marokko ein Herz und eine Seele, und als sei der Kaiser nur nach Tanger gekommen, um dem Sultan ein verständnisvolles Eingehn auf die Wünsche Frankreichs naheulegen. In die algerisch-marokkanischen Grenzkonflikte, die bis zu einem gewissen Umfange unvermeidlich sind, werden wir den Franzosen gewiß nichts dreinreden, in allen andern Fragen aber niemals zugeben, daß Verträge, die Deutschlands Unterschrift tragen, ohne Deutschlands Zustimmung geändert werden. Frankreich würde sich das im gegebenen Falle ebenso wenig gefallen lassen, und wir würden das den Franzosen auch niemals zumuten. Die weitere Entwicklung muß nun abgewartet werden. Es wäre ganz natürlich, wenn der Sultan die französischen Forderungen unter Hinweis sowohl auf die Madrider Akte von 1880 als auf die zwischen andern Staaten und Marokko bestehenden Spezialverträge ablehnte. Die marokkanische Regierung würde dann den Mitunterzeichnern des Madrider Abkommens eine entsprechende Mitteilung zu machen und einen erneuten Zusammentritt der Konferenz zu beantragen haben. Ob dieser — und mit welchem Erfolg — zustande kommt, wenn doch Frankreich, England und Spanien sich ablehnend verhalten sollten, ist eine andre Frage. Würde dies der Fall sein, so bliebe den Franzosen wohl nichts andres übrig, als entweder wegen Marokkos zu Deutschland in einen offenen Gegensatz, mit allen Konsequenzen eines solchen, zu geraten oder — sich mit Deutschland auf Grund von direkten Spezialverhandlungen zu verständigen, bei denen Deutschland die Interessen des Sultans zu vertreten hätte. Vielleicht wird der Sultan eine Entschließung vor Eintreffen des englischen Gesandten Lowther nicht fassen wollen, es wird sich dann ja zeigen, bis zu welchem Grade von diplomatischer Unterstützung das französisch-englische Einvernehmen reicht.

Im Zusammenhang mit dieser Sachlage sieht sich König Alfonso von französischer Seite eifrig umworben, während man zugleich von englischer Seite ver-

sucht, ihm das Heiratsnetz über den Kopf zu werfen. Für England ergibt sich daraus die Folge, daß da eine protestantische Königin von Spanien nicht gut denkbar ist, eine britische Gemahlin des Königs Alfonso zum Katholizismus über-treten müßte. Es macht einen seltsamen Eindruck, in englischen Blättern die Ver-sicherung zu hören, daß sich die dem Könige von Hof und Publikum in London auf dem Präsentierteller entgegengebrachte Prinzessin Viktoria, eine Tochter des Herzogs von Connaught, schon mit diesem Gedanken auszuföhnen beginne. Wie weit der König selbst für den Plan reif ist, darüber scheinen bestimmte Nachrichten noch nicht vorzuliegen. Eine Familienverbindung mit dem englischen Königshause würde vielleicht — vorausgesetzt, daß die Ehe gut ausschlägt — dem Ansehen der Dynastie und der Festigung des monarchischen Gedankens in Spanien von großem Nutzen sein, andrerseits aber der englischen Politik in Madrid die ohnehin schon hinreichend offene Tür noch weiter öffnen. Zu der englisch-portugiesischen Intimität würde sich eine englisch-spanische gesellen, deren Wirkungen bei den ver-schiedensten Anlässen zutage treten dürften. Soviel bisher bekannt ist, beabsichtigte König Alfonso anfänglich nur eine Antrittsreise ohne jeden Hintergedanken in bezug auf Politik oder Heirat, es war ausdrücklich vorgesehen, daß sich der junge König auf dieser Reise nur persönlich orientieren solle, sowohl jetzt in Paris und London, als im Herbst in Wien und Berlin. Nachdem jedoch die Engländer ihr Heiratsprojekt mit in die Rechnung eingestellt haben, gewinnt die Reise dadurch ein wesentlich andres Aussehen. In diese ganze Richtung hinein gehört es nun, wenn jüngst ausgesprengt wurde, Kaiser Wilhelm habe dem Könige davon abge-raten, seine Reise in Paris zu beginnen, sondern habe verlangt (!), daß der König zunächst nach Berlin käme. Bei der großen persönlichen Sympathie, die der König für unsern Kaiser hat, hätte es eines „Verlangens“ Kaiser Wilhelms, daß der König zuerst nach Berlin kommen solle, gar nicht bedurft. Im Gegenteil. Es sind eher Anzeichen dafür vorhanden, daß eine solche Absicht auf spanischer Seite bestand, daß aber von Deutschland abgeraten worden ist, sie auszuführen. In Paris würde es selbstverständlich sehr unangenehm empfunden worden sein, wenn König Alfonso den Weg von Madrid nach Paris über Berlin genommen hätte. Frankreich ist der mächtige Nachbar Spaniens und mit diesem durch viele materielle Interessen verbunden, für deren Gedeihen Spanien Frankreichs gar nicht entraten kann, auch wenn Deutschland die Absicht und vor allen Dingen die Möglichkeit hätte, an Frankreichs Stelle zu treten. So namentlich auch in finanzieller Be-ziehung. Deutschland vermag das nach der ganzen Lage der Dinge nicht, und da wir mit Spanien befreundet sind, können wir selbstverständlich nur wünschen, daß es ihm gut gehe, und daß es sich politisch und wirtschaftlich konsolidiere. Das vermag aber Spanien ohne oder gar gegen Frankreich nicht, ganz abgesehen von der sehr wirksamen Unterstützung, die der republikanischen Propaganda in Spanien in einem solchen Falle von Frankreich aus sofort zuteil werden würde. Die französische Republik hat damit den romanischen Monarchien gegenüber eine nach Brüssel und Lissabon wie nach Rom und Madrid reichende starke Waffe in den Händen. Deutsch-land kann nur wünschen, daß Spanien in guten Beziehungen zu Frankreich bleibe; wir haben weder ein Interesse noch einen Anlaß, für die Verschlechterung dieser Beziehungen tätig zu sein. Es gehört das ganze Mißtrauen und Übelwollen dazu, dessen Gegenstand Deutschland seit langer Zeit ist, der deutschen Politik oder gar dem Kaiser persönlich solche unfruchtbaren Ideen zu imputieren. Für so schlechte Geschäftsleute sollten die Franzosen uns doch nicht ansprechen.

Auf demselben Acker ist ein andres Unkraut gewachsen, von dem in diesen Tagen viel die Rede war: die angeblichen deutschen Annexionsabsichten auf Haiti. Es sind immer dieselben trüben Quellen, aus denen die antideutschen Sensations-nachrichten auftauchen, die dann im Bureau Reuter einen nur zu gefälligen Ver-breiter finden. Im vorliegenden Falle bewährt sich wieder das bekannte Sprich-wort: man sucht niemand hinter einer Tür, hinter der man nicht selbst schon gesteckt hat. Während englische, französische und italienische Organe, sogar der im franzö-

fischen Interesse arbeitende Mailänder Corriere d'ola Sora, Deutschland unlauterer Annexionsabsichten in China beschuldigen, bringt der Pariser Temps vom 21. Mai über „die französische Ausbreitung in China“ (l'Expansion française en Chine) einen drei lange Spalten umfassenden Artikel, worin das Verlangen nach der Tonkin benachbarten chinesischen Provinz Se tschuen mit aller Deutlichkeit ausgesprochen wird. Der französische Hafen von Haiphong sei dieser Provinz bedeutend näher als alle andre Häfen in den chinesischen Meeren, und es bedürfe nur einer Verlängerung der französischen Bahn von Yunnan, um die Kolonie Tonkin zum Ausfuhrhafen jener Provinz zu machen. L'expansion française par les écoles wird, wie der Artikel weiter ausführt, dadurch betrieben, daß in Tschan-Tschou, der Hauptstadt der Provinz Se tschuen, eine französische medizinische Schule errichtet werden soll, für die bei dem Wiederzusammentritt der Kammer ein Kredit von 165 000 Franken erbeten werden wird. Man denke sich den Lärm in der fremden Presse, wenn der Reichskanzler beim Reichstag einen Kredit von 165 000 Mark verlangte, um in der Provinz Schantung eine deutsche medizinische Fakultät zu errichten! Wir haben kein Interesse, Frankreich an der expansion française zu hindern, aber man wäre in Paris kaum berechtigt, sich zu wundern, wenn die deutschen Blätter über dieses tatsächlich vorhandne und amtlich geförderte Ausbreitungsbedürfnis nur annähernd den Lärm machten, den die Franzosen, Engländer usw. wegen der phantastischen deutschen Absichten auf Haitschou erhoben haben!

In der deutschen Presse macht die Kritik im Flottenverein, die zweite seit seinem kurzen Bestehn, ein begreifliches Aufsehen. Wer die Sache objektiv betrachtet, muß sich sagen, daß ein solcher Ausgang früher oder später unvermeidlich war, sobald der Flottenverein, von seinem ursprünglichen Zweck abweichend: den Flottengedanken im deutschen Volke zu beleben und zu fördern — dazu überging, Flottenprogramme zu entwerfen und deren Innehaltung von der Regierung in einem für die leitenden Staatsmänner nicht selten verletzenden Tone zu fordern. Dem Reichsmarineamt kann es ja nur erwünscht sein, daß sich in der Nation eine von den Behörden unabhängige treibende Kraft des Flottengedankens annimmt und ihn mit großer Energie auch über die jeweiligen amtlichen Linien hinaus vertritt. Das kann sowohl dem Auslande als auch dem eignen Parlament gegenüber recht nützlich sein. Es übt einen starken Druck auf die öffentliche Meinung, auch auf den Reichstag aus, und doch können der Reichskanzler und der Staatssekretär der Marine vor dem Reichstage jederzeit mit gutem Gewissen erklären: „Ich danke Gott, daß ich nicht bin wie von diesen Einern.“ Aber es ist doch selbstverständlich, daß die Leitung des Flottenvereins nicht auf eigne Faust eine drohende und herausfordernde Politik machen, oder der Regierung eine solche in beleidigendem Tone vorschreiben, den Reichskanzler im Falle der Nichtbefolgung für schlapp erklären darf usw. Gerade in Anbetracht der Förderung, die der Verein fast von allen deutschen Fürsten und Regierungen erfahren hat, war für die Leitung ein besonders taktvolles Verhalten geboten. Die beiden ausgeschiednen Generale haben das Talleyrandsche Wort: *Avant tout, pas trop de zèle* nicht genügend beherzigt. Die Leitung der Marine — wenigstens die jetzige, die sich unzweifelhaft großes Verdienst um die Entwicklung der deutschen Seemacht erworben, ihr feste und große Ziele gegeben und dann diese zu erreichen verstanden hat — muß doch besser wissen, was die Marine braucht, und wie sie es erlangen kann, auch technisch erlangen kann, als zwei Generale außer Dienst, die sich um die Flotte und deren Bedürfnisse doch erst in den letzten Jahren haben kümmern können. Der Flottenverein soll Träger des Flottengedankens sein, seine ideale große Werbekraft in das Land hinaustragen, aber es ist nicht seine Aufgabe, Zahl und Art der Schiffe, ihre Größe, Geschwindigkeit, artilleristische Leistungsfähigkeit usw. den Marinebehörden vorzuschreiben. Auch diese Tätigkeit könnte bis zu einem gewissen Grade noch ertragen werden, zumal da ihr doch ein anerkannter hoher Patriotismus zugrunde liegt, nicht aber ein Übergreifen in dem Sinne, daß wegen der Nichtbefolgung der von der Leitung des Flotten-

vereins gegebenen Vorschriften direkt Drohungen ausgesprochen wurden. Man muß hoffen, daß die jetzige Krisis dem Flottenverein nicht nur nicht schaden, sondern ihm und seinen Bestrebungen vielmehr den Gewinn bringen wird, daß er seinem ursprünglichen Zweck und seinen Aufgaben zurückgegeben und so wieder zu frischem Leben und zu der innern Tätigkeit gelangen wird, die in den letzten Jahren unter der falschen Richtung, in die die Agitation geraten war, nicht wenig gelitten hatte.

8

Vom römischen Grenzwall. Die vor- und frühgeschichtlichen Ausgrabungen auf unsern heimischen Fluren pflegen in weitem Kreise nicht sonderlich beachtet zu werden; man kann sich bei den alten, nicht immer sehr kunstvoll hergestellten „Töpfen“ aus den frühesten Zeiten der Deutschen nichts rechtes denken, und die Arbeiten der Forscher auf diesem zum Teil auch noch wenig geklärten Gebiete finden außerhalb der Gelehrtenkreise und Altertumsvereine keinen großen Leserkreis, wie denn auch die öffentlichen Sammlungen in der Regel nur von den Fachleuten besucht werden, die Studien zu machen haben. Diese wohl nicht zu bestreitende Tatsache mag darin ihren Grund haben, daß das gefundene Material zu geringfügig ist, als daß daraus wirklich berechnete Schlüsse auf das Leben und Treiben der vorgeschichtlichen Menschen gezogen werden könnten; es ist nicht jedermanns Sache, sich in die vielfach nur auf Vermutungen beruhenden wissenschaftlichen Forschungen der Vorgeschichte zu vertiefen, und wenn auch hier und da Versuche gemacht worden sind, aus den Tongefäßen, den Metallbeigaben und sonstigen Gerätschaften den Kulturzustand eines gewissen Zeitabschnitts nachzuweisen, so müssen solche Unternehmungen lückenhaft bleiben, bis ein vollständigeres Material gefunden wird, was zum Beispiel für die sogenannte Steinzeit kaum jemals der Fall sein wird.

Aussichtsvoller und deshalb auch von größerem Interesse für weite Kreise sind die seit mehreren Jahrzehnten auf Staatskosten betriebenen Ausgrabungen am römischen Grenzwall, wo wir allerdings schon auf geschichtlichem Boden stehen und neben den Funden schriftliche Urkunden ergänzend zur Seite haben. Manches Dunkel ist gelichtet, ein Kastell nach dem andern ist in seinen Umrissen aus dem Boden entstanden, die illustrierten Zeitschriften haben Beschreibungen und Abbildungen aus der langen Befestigungslinie von der Donau bis zum Rhein gebracht, und auch die kleinsten Kreisblätter haben von Zeit zu Zeit ihren Lesern von dem jeweiligen Stande der Limesforschung mehr oder weniger ausführliche Mitteilungen gemacht. Seitdem vollends die Saalburg wiedererstandener ist und alljährlich vom Kaiser besucht wird, der persönlich den Ausgrabungen großes Interesse entgegenbringt, da ist auch im Volke der Sinn für die römischen Befestigungen mehr und mehr erwacht, und gerade jetzt ist man am Werke, auch im nordwestlichen Deutschland die Spuren der Römer, soweit es noch möglich ist, festzustellen. Einstweilen steht allerdings die Saalburg im Vordergrund, von der schon im Jahre 1884 A. von Cohausen in seinem Buche „Der römische Grenzwall“ geschrieben hat: „Es gibt weder in Deutschland noch in England oder Frankreich ein Denkmal, welches so klar wie die Saalburg die Einrichtung des römischen Lagers übersehen läßt. Wie ein Modell zum Studium für den Militär, für den Schulmann, für den Architekten wie für jeden gebildeten Touristen liegt es da. Seine strategische und taktische Absicht, seine wohnlichen und wirtschaftlichen Anlagen sind ohne Zuhilfenahme von Hypothesen an sich deutlich. Die Rolle, die es in den Kämpfen zwischen den Römern und den Chatten und den Alemannen spielte, rückt es an den Ausgangspunkt unsrer vaterländischen Geschichte. Ohne ein Kunstwerk zu sein, ist die Saalburg ein Geschichtsdenkmal und ein Lehrmittel ersten Ranges, das mehr als ein neueres zu uns spricht.“

Die seit jenem grundlegenden Werke Cohausens in den beiden letzten Jahrzehnten vollbrachte wissenschaftliche Arbeit vieler Gelehrten über die Ausgrabungen am Grenzwall ist im Limesblatt und in einer Reihe von Zeitschriften, besonders in den Bonner Jahrbüchern, der Westdeutschen Zeitschrift, den Nassauer Annalen, im Schwäbischen Merkur und in den Neuen Heidelberger Jahrbüchern veröffentlicht

worden, und die Fundsachen werden in mehreren Sammlungen sorgfältig aufbewahrt. Damit ist das ganze Unternehmen zu einem gewissen Abschluß gekommen, und es ist nunmehr die Aufgabe berufener Schriftsteller, das gesammelte Material weiter zu verarbeiten und der Allgemeinheit in zuzugender Form zugänglich zu machen; denn im letzten Grunde läuft doch die gesamte Geschichtsforschung darauf hinaus, uns ein möglichst farbenreiches Bild der Vergangenheit vorzuhalten, uns daran zu erfreuen und zu erheben. Goethe hat gesagt: Das Beste, was wir von der Geschichte haben, ist die Begeisterung, welche sie hervorruft.

Diesen Zweck zu erfüllen sind drei Bücher geeignet, die von dem römischen Grenzwall und von den Römern in Deutschland handeln.

1. Am römischen Grenzwall. Altgermanische Erzählungen von Hermann Hartmann. Minden i. W., F. C. C. Bruns. 168 S. 3 Mark. Diese wohl schon vor zehn Jahren erschienenen Erzählungen umfassen nach dem Geleitwort des Verfassers einen Zeitraum von vierhundert Jahren, beginnen mit dem Jahre 9 n. Chr. und hören mit der Völkerwanderung auf. Die erste Erzählung, „Der germanische Sklave,“ schildert das Leben eines nach der Schlacht im Teutoburger Walde gefangen genommenen römischen Centurionen als Sklave auf einem germanischen Bauernhofe; die zweite, „Segeß und Thusnelde,“ beschreibt den Kampf zwischen der römischen und der nationalen Partei unter den Cheruskern, dem die Familie Armins zum Opfer fiel. Die dritte Erzählung, „Die germanische Seherin Beleda,“ spielt im Jahre 70 n. Chr. und zeigt uns den hohen Standpunkt, den diese unter dem Volke einnahm, zugleich auch ihren Kampf mit der Liebe zu dem verhassten Feinde; in der vierten, „Der römische Händler,“ wird das mühselige und gefährvolle Leben eines römischen Hausierers und der Beginn eines freundschaftlichen Verkehrs beider Völker geschildert, und schließlich führt uns die fünfte Erzählung, „Am römischen Grenzwall,“ zu der stark besetzten Grenzwall, dem bekannnten Limes. Als Anhang folgt noch eine Erzählung vom Herthasee auf Rügen, die mit den andern nicht in Verbindung steht. Der Verfasser will den Lesern nicht bloß einen angenehmen Stoff, sondern ein treues Bild von dem Kulturzustande der Germanen bieten; seine Erzählungen bewegen sich auf geschichtlichem Boden, und in einer Reihe von Anmerkungen am Ende des Buches liefert er die Belege.

2. Am Römerwall. Geschichtliche Erzählung von der Saalburg von Reinhold Bahmann. Mit 6 Vollbildern vom Maler N. Trache. Dresden und Leipzig, Alexander Köhler. 280 S. 3 Mark. Im Gegensatz zu dem Hartmannschen Buche, dessen Erzählungen untereinander in keinem Zusammenhange stehen, führt uns Bahmann in einer fortlaufenden spannenden Geschichtserzählung mitten in das Leben und Treiben der Deutschen und der Römer am Grenzwall hinein. Wir lernen diese bei ihren Schanzarbeiten, im militärischen Dienst, auf ihren Zügen ins Innere Germaniens, und jene auf ihren Bauernhöfen bei harter Arbeit, auf den Jagden und im Verkehr mit dem Feinde kennen, und zwar in unmittelbarer Beziehung zu der Erzählung selbst, deren Helden zwei römische Centurionen germanischer Herkunft sind, Onkel und Nefte aus einem freien Geschlecht, die römischen Kriegsdienst genommen, sich im weiten Reiche umgesehen haben und schließlich wieder heimgekehrt sind an den alten Grenzwall, wo ihre Vorfahren gewohnt haben. Wir sehen die Saalburg unter Hadrian neuerstehen; er selbst trifft bis ins einzelne an Ort und Stelle Anordnungen; von ihm heißt es, er habe jahrelang alle Teile des weiten Reichs mit geringem Gefolge zu Fuß oder zu Pferde, aber nie zu Wagen bereist und habe den Grundsatz ausgesprochen, ein Kaiser müsse wie die Sonne alle Teile des Reichs beleuchten. Der Verfasser hat in seinem erst kürzlich erschienenen Buche die neuesten Ergebnisse der Saalburgforschung benutzt, seine Schilderungen beruhen auf eigenster Sachkenntnis und geben deshalb ein überaus klares Bild, das bis in die Einzelheiten scharf gezeichnet ist, ohne der hineingeflochtenen packenden Erzählung Abbruch zu tun, in der auch das germanische Liebesleben der Frauen und die neue christliche Religion eine Rolle spielt.

3. Die Römer in Deutschland. Von Professor Dr. Friedrich Köpp.

Mit 12 Karten und 136 Abbildungen. Velhagen & Klasing. 4 Mark. Das ebenfalls erst ganz vor kurzem erschienene Buch bildet den 22. Band der von Eduard Heyß herausgegebenen „Monographien zur Weltgeschichte“ und erzählt die Geschichte der Eroberung des römischen Germaniens mit Verwendung eines reichen Materials, das durch die Arbeit der Archäologen im letzten Jahrzehnt zutage gefördert worden ist, und unter Berücksichtigung der bisherigen Fachliteratur. Der Verfasser hat seine Aufgabe also zwar wissenschaftlich behandelt, aber in einer Form, die auch dem Laien verständlich ist. Und darin liegt denn auch der Hauptwert des Buches; es gibt in gemeinverständlicher, gefälliger Sprache einen gründlichen Überblick über jene Frühgeschichte unsers Volks und führt durch die vielen Abbildungen, Karten und Pläne tief in das Verständnis für die darin behandelte Geschichtsperiode. Es ist ein Buch für den Gelehrten, der den Forschungen nahe steht, für den Gebildeten, der einen Überblick über die dort gewonnenen Ergebnisse haben will, aber auch ein Heimatbuch für das deutsche Volk und dessen heutige Jugend. Diese ist es vor allem, für die auch die beiden erstgenannten Bücher geschrieben sind, und deshalb passen sie so recht in die Schulbibliotheken als Ergänzung des Geschichtsunterrichts und zur Anschauung für jene Zeit, die in immer hellerem Lichte erscheint, je mehr sich die Forschung mit ihr beschäftigt. Wir sind noch nicht am Ende, täglich fast werden an der Weser und an der Lippe im Westen neue Ergebnisse gewonnen, und mögen die einzelnen Forscher dabei zuweilen hart aneinander geraten, schließlich kommt die Arbeit doch der Wissenschaft zugute.

R. Krieg

Zum erbarmungslosen Paragraphen. Eugen Josef erwähnt in seinen erbaulichen Betrachtungen über die weise Anwendung des Paragraphen von der Haftbarkeit für Schädigungen, die durch Tiere angerichtet werden, auch die Gesetze des Königs Hammurabi. Die waren nun den Schöpfern unsers Bürgerlichen Gesetzbuches noch nicht bekannt. Dagegen hätten sie als bibelgläubige Christen, die sie doch ohne Zweifel sind, das mosaische Gesetz kennen müssen. Dieses verfährt in der fraglichen Materie zwar ein bißchen roh, aber doch insoweit vernünftig, als es den Herrn des Tieres nur dann haftbar macht, wenn ihm eine bewußte Verschuldung nachgewiesen werden kann. Es wird 2. Mose 21, 28 bis 36 verordnet: „Wenn ein Ochse einen Mann oder ein Weib stößt, daß sie sterben, so soll man den Ochsen steinigen und sein Fleisch nicht essen; der Herr des Ochsen jedoch bleibt schuldlos. War aber der Ochse schon vorher stößig, hat man das dem Besitzer angezeigt, und hat dieser ihn nicht verwahrt, so soll man nicht bloß den Ochsen steinigen, sondern auch dessen Herr soll sterben oder sein Leben mit der Geldsumme lösen, die ihm die Richter auferlegen. Desgleichen soll verfahren werden, wenn der Ochse jemandes Sohn oder Tochter getötet hat. Stößt er aber einen Knecht oder eine Magd, so soll sein Besitzer dem Herrn der Getöteten dreißig Silbersekel geben, und den Ochsen soll man steinigen. So jemand eine Zisterne gräbt und nicht zudeckt, und eines andern Ochse oder Esel fällt hinein, so soll der Herr der Grube das Tier bezahlen, den Kadaver aber behalten. Wenn jemandes Ochse eines andern Ochsen totstößt, so sollen sie den lebenden Ochsen verkaufen, das Geld teilen und den getöteten Ochsen ebenfalls teilen. War aber der Ochse als stößig bekannt, und sein Herr hat ihn nicht verwahrt, so soll er den Wert des getöteten Tieres dessen Eigentümer voll ersetzen, den Kadaver aber behalten.“ In dem ersten der von Josef angeführten Fälle hätte jeder durch keine juristische Gelehrsamkeit verwirrte schlichte Mann nicht den gutherzigen Bauer, sondern den betrunkenen Knecht haftbar gemacht, der ja freilich eine so hohe Rente nicht hätte zahlen können; das wäre dann ein Unglück für die Witwe gewesen, aber das Unglück aus der Welt zu schaffen ist nicht Aufgabe der Rechtspflege.

Römischer Fanatismus im Zwiespalt mit der Idee des Katholizismus. Den im 12. Heft erwähnten Fameder Friedhoffskandal hat Professor Dr. Thürlings in Bern sehr hübsch verwandt in einem auf dem sechsten inter-

nationalen Altkatholikentag zu Olten gehaltenen Vortrage. Er erinnert an das Schreiben, das Pius der Neunte wegen der Matroseke an Wilhelm den Ersten gerichtet, und auf das dieser die bekannte würdige Antwort gegeben hat, er erkenne als Christ keinen andern Mittler zwischen sich und Gott an als Christus. In jenem Schreiben sagt der Papst, der Kaiser gehöre ihm als Getaufte an. Thürlings erinnert ferner daran, daß es bei den Katholiken immer mehr üblich werde, Konvertiten bedingungsweise wiederzutaufen, im krassen Widerspruch zur Glaubenslehre und zu den Gesetzen der katholischen Kirche; denn nach jener ist nicht allein die Wiedertaufe gültig, sondern auch jede von einem beliebigen Laien vollzogene, und diese verhängen die schwersten Strafen über den Geistlichen, der einen zweifellos gültig Getauften, sei es auch nur bedingungsweise, noch einmal tauft. Thürlings fährt dann fort: „Wenn man den protestantischen Kaiser der Einwirkung der hierarchischen Papstgewalt zugänglich machen will, so bezeichnet man ihn als Getauften; würde er sich aber der römisch-katholischen Gemeinschaft zuwenden, so würde man zuerst seine Wiedertaufe in Erwägung ziehen, als sei er noch nicht getauft, oder als sei seine Taufe noch ein höchst zweifelhaftes Ding. Oder nehmen wir einen andern Fall: ein regelrecht getauftes Kind protestantischer Eltern stirbt im zarten Lebensalter; nach korrekter römisch-katholischer Anschauung ist seine Seele mitten im Himmel, sie ist ein Glied desjenigen Teils der römisch-katholischen Kirche, den man die triumphierende nennt. Wird aber nun der Leichnam dieses Kindes auf einem römisch-katholischen Friedhof beerdigt, so erklären die kanonischen Satzungen diesen Friedhof für infamiert! So streitet der römisch-partikuläre Gedanke mit dem katholischen. Ist nicht die römisch-katholische Kirche in der Tauffrage [und bei der Behandlung der Friedhöfe] ernstlich in Gefahr, ein großes und wesentliches Stück des Katholizismus in der Praxis zu Grabe zu tragen? Denken und handeln nicht hierin Altkatholiken und Protestanten viel katholischer?“

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

1.

Die Notwendigkeit einer geregelten Zahnpflege ist dringend. Täglich die Zähne reinigen ist wichtiger, als täglich das Gesicht waschen.

2.

Eine unsaubere Mundhöhle ist die beste Brutstätte für viele Krankheitserreger (Tuberkulose, Diphtherie usw.) und bildet deshalb eine ernste Gefahr für die Gesundheit. Schlechte, un gepflegte Zähne sind eine ständige Ausgangsstätte für allerlei Beschwerden, namentlich für Magenleiden. Reinhaltung und Erfrischung der Mundhöhle fördern ungemein das subjektive Wohlbefinden.

3.

Ein jeder Mensch ist dem Arzte oder Freunde, der ihn zur Zahnpflege angeregt hat, zeitlebens dankbar.

4.

Alle hervorragenden Forscher auf dem Gebiete der Zahnhygiene sind sich darüber einig, daß die in erster Linie nötige mechanische Reinigung (Zahnbürste, Zahnstocher) allein nicht ausreicht. Die gleichzeitige Anwendung antiseptischer Mundwässer ist unbedingt erforderlich.

5.

Ein gutes Mundwasser soll folgende Eigenschaften besitzen:

- a. Vollkommene Ungiftigkeit und Unschädlichkeit sowohl für die Zähne als auch für die Mundschleimhaut.

- b. Genügende baktericide Wirkung.
- c. Guten Geschmack und Geruch.

6.

Mittel, welche die Menschenschleimhaut äzen, wie übermanganfaures Kali, Formaldehyd, Seife und andere, sind für die regelmäßige Mundpflege ebenso wenig geeignet wie saure Mundwässer, welche die Zähne entkalken.

7.

Nach den übereinstimmenden Angaben hervorragender Forscher*) entspricht Odol zur Zeit den obigen drei Bedingungen am vollkommensten und muß daher als das beste von allen gegenwärtig bekannten Mundwässern bezeichnet werden.

8.

In Anbetracht dessen, daß zu Odol nur der denkbar reinste Alkohol sowie die feinsten und teuersten ätherischen Öle verwendet werden, muß der Preis des Mittels (85 cem = Mk. 1.50) als ein mäßiger bezeichnet werden.

9.

„Wer Odol konsequent täglich vorschriftsmäßig anwendet, übt die nach dem heutigen Stande der Wissenschaft denkbar beste Zahn- und Mundpflege aus.“

10.

*) Abdrücke von einigen dieser Publikationen senden wir jedem, der sich dafür interessiert, gerne kostenfrei zu.

**Dresdner Chemisches Laboratorium
Lingner.**